

## Am Ausguck

### Die beliebteste Waffe der amerikanischen Neger.

Jedes Volk hat seine eigenartige, nationale Waffe. So wie die Pariser Apachen vorzugsweise das Messer trugen oder ein kurzes Schwert, das die Frauen so geschickt in den Strümpfen oder den Haaren zu verbergen wußten, so sind die Herren der italienischen „Unterwelt“ mit ihrem Stiletto bewaffnet, und der Spanier sticht mit dem Messer, das breitklüppig und scharf im Hest ruht, mit einer einzigen geschickten Bewegung von ihm aber hervorgeholt, geöffnet und geworfen wird in der Richtung von oben nach unten, jedoch dem Gegner Verwundungen im Leib beibringt werden. Eine sehr interessante Waffe hat sich jetzt bei den Negern in Amerika eingebürgert: die Rasierklinge. Es scheint, als ob sie dieses europäische Kulturgut als das einzige betrachten, das zu übernehmen sich lohnt, denn jeder trägt es mit sich, nicht für Verschönerungszwecke, sondern als Waffe. Mit der Zeit haben sie eine außerordentliche Geschicklichkeit im Werfen erlangt, so zum Beispiel kann jeder Neger, der etwas auf sich hält, von einer Entfernung bis zu sechs Meter aus ein Zuckermesser durchschneiden. Aber leider wird diese Kunst nicht immer zu solchen friedlichen Spielereien benutzt, und die amerikanischen Polizei hat es schon oft bitter bereut, daß man die Schwarzen mit diesen Segnungen der Zivilisation beglückt hat. Auch in Europa, besonders in England, sind jetzt Verbrecherbanden aufgetaucht, welche die Erfahrungen der Neger benutzend, mit Rasiermessern ausgerüstet sind, eine praktische Waffe, die leicht und billig zu beschaffen ist.

### Die Berliner taugen nichts.

Der alte Fritz, der von Berlin bekanntlich nicht viel wissen wollte, behauptete es wenigstens. Eines Tages kommt ein Kandidat der Theologie zu dem König und bittet um eine Pfarre. Friedrich fragt ihn: „Wo ist er her?“ „Aus Berlin, Majestät.“ „Was. Aus Berlin?“ — Die Berliner taugen nichts! — Prompt gab der Kandidat zur Antwort: „Zwei ausgenommen, Euer Majestät und ich!“ — Er bekam die gewünschte Stellung.

### Zwei fürstliche Athleten.

Der Kaiser von Rußland, Peter der Große, und sein Verbündeter, August der Starke, waren unter ihren Zeitgenossen wegen ihrer ungewöhnlichen Kraft bekannt. Eines Abends war ersterer bei dem letzteren in einer kleinen dem kurländischen Grenzort zum Souper. Während des Gelages bemerkte August, daß ein silberner Teller, den man ihm gereicht hatte, nicht ganz sauber war. Sofort bog er den Teller zu einer Kugel zusammen und warf ihn hinter sich. Peter, in dem Glauben, der König wollte mit seiner Stärke prahlen, drückte seinerseits seinen Teller zu einem Silberklumpen zusammen und legt ihn vor sich hin. Jetzt wurde August hitzig und geriet zu einem großen Silbernapf zwischen den Händen. Peter wollte nicht zurückweichen und tat das gleiche mit einem anderen großen Napf. Das silberne Tafelgeschirr wäre ein Opfer des kaiserlichen und königlichen Wettkampfes geworden, wenn ihm Peter nicht mit den Worten ein Ende gemacht hätte: „Bruder August, wir kneten und zerlegen das Silber, daß es eine Lust ist, aber erquicklicher würde es sein, wenn wir das silberne Eisen (Karl XII) zu biegen versuchten.“ — Ein anderes Mal als beide fürstlichen in Thron verweilten und zu ihrer Unterhaltung einem Stierkampf beimohnten, wollte August dem Jaren beweisen, daß er nicht nur stark war, sondern auch Mut hatte. Er packte einen der wütenden Stiere bei dem einen Horn, holte mit der Hand aus und trennte ihm mit einem Säbelhieb den Kopf vom Rumpfe. Darauf beschloß Peter, daß man einen großen Hahn Tusch bringe. Peter warf ihn in die Luft, zog dann mit Blitzesschnelle seinen Pallast und führte, ehe das Tuch auf den Boden fiel, einen so gewaltigen Hieb dagegen, daß es in zwei Stücke zerfiel. August versuchte es ihm nachzutun, aber das Tuch in der Luft entzwei zu hauen, wollte ihm zu seinem großen Verrger nicht glücken.

### Gegen die Verkürzung der Arbeitszeit.

Die Straßenräuber in Newyork beklagen sich darüber, daß so viele Geschäftshäuser bereits am Sonnabend nachmittags „Wochenende“ machen, eine derartige Verkürzung des Arbeitslages kommt dem Raubhandwerk sehr un gelegen. Kürzlich erst war ein sehr schlechter Sonnabend zu verzeichnen. Die ganze Ausbeute des Tages betrug nur 11 000 Dollar.

Man es ließen sich nur zwei Rassenboten innerhalb der kurzen Zeit berauben. Solch ein geringer Betrag deckt kaum die Speise, Chauffeur, Benzin, alles will doch bezahlt sein. Die Newyorker Straßenräuber fordern also nachdrücklich längere Arbeitszeit am Sonnabend. Und da will man noch behaupten, daß sie sich aus faulen, arbeitscheuen Menschen rekrutieren.

### Alteutsche Frontlänge.

In vielen Gegenden des mittleren Deutschlands waren früher solche Frontlänge üblich, die die Bewohner einer Landschaft zu bestimmten Zeiten ihrer Herrschaft vorzuführen hatten. Woher dieser Brauch abzuleiten ist und welchen Sinn er hatte, ist nicht mit Sicherheit festzustellen, doch nimmt man an, daß in derartigen Tängen sich die Anerkennung der Oberherrschaft oder auch der auf den Gütern haftenden Lasten ausdrücken sollte. Andererseits heißt es, daß der Brauch von einem alten Grafschaften her rühre, der an einem Bauernfest wahr scheinlich viel Vergnügen fand und sich von den ihm untergebenen Bauern statt der pflichtigen Arbeit auf ewige Zeiten einen Tanz zur Krone ausbedungen hatte. Im Thüringischen, so in der Gegend der Herrschaft Gera und des Amtes Eisenberg führte man jenen Brauch dergestalt aus, daß die Untvöner alljährlich am dritten Pfingsttage in einem zwischen Gera und Zeitz liegenden Orte, Langenberg, sich umgeben zum Tanze einfanden mußten, und zwar von jedem Hofe zwei Paare, gegen eine gewisse Strafe im Falle des Nichterscheinens. Um einen umzäunten Lindenbaum verammelte sich alles; unter dem Baum aber sah der Herr der Landschaft, um den Tanz abzunehmen, für den er kleine Kuchen verteilen ließ. Für Bier und Musik hatten die Tänzer selbst aufzukommen, und zwar währte der Tanz so lange, bis das Bier alle war. Wer seiner Pflicht beim Tanze nicht genügte, der wurde vom Landknecht, der den Tanz anzuführen hatte, gefangen und mußte sich mit einem Ortsgulden lösen. Man zählte meist an die 80 Tanzpaare, und jahrelang befand sich sogar ein Warrer darunter, der Besitzer eines pflichtigen Bauerngutes war. Im Jahre 1728 weigerten sich die Eisenberger, den Tanz weiter mitzumachen; in anderen Gegenden jedoch wurde er beibehalten und noch lange nach 1750 hat man den Brauch in Mitteldeutschland beobachtet.

### Rindfleischhauer von Beruf.

Im amerikanischen Landwirtschaftsmuseum befindet sich ein Zimmer unter den vielen, das durch die Arbeit, die darin verrichtet wird, sehr bemerkenswert ist. Wirft man während der Dienstzeit einen Blick hinein, dann bietet sich ein seltsames Bild dar. Man glaubt sich in ein Speiseraum veretzt. An gedecktem Tisch sitzen eine Anzahl Herren, die eifrig kauen. Sie scheinen Hunger zu haben. Warum soll nicht auch ein Beamter seinen menschlichen Bedürfnisse nachkommen? Das wird in anderen Staatsbetrieben auch getan, vielleicht nur nicht so offensichtlich während der Dienstzeit. Der heimliche Zuschauer hat Verständnis. Aber wie groß ist sein Erstaunen, wenn er bemerkt, daß die Herren in dem berühmten Raum nichts anderes zu tun, als nur kauen und kauen. Das ist ihre Arbeit, die sie dem Staat leisten, und wofür sie ihre Bezüge erhalten. Ja, wir befinden uns in Amerika, und in diesem besonderen Falle in der Prüfungsabteilung des Landwirtschaftsministeriums für Fleischzeugnisse. Die kauenden Herren sind ausgebildete Wissenschaftler, denen es obliegt, den Grad der Zähigkeit verschiedener Rindfleischsorten zu bestimmen; denn Standardisierung ist hier das große Ziel! Die Konfervenfabriken, die zum Beispiel das Cornedbeef herstellen, müssen auf ihrer Ware genau angeben, welche Fleischqualität verwendet worden ist. Die Feststellung geschieht auf dem Wege, daß Fleischproben an das Landwirtschaftsministerium gesandt werden. Dort kommen sie in die Kaustabelle, werden geprüft, das heißt ein Beamter reißt das Fleisch auf Grund des Widerstandes, den die zur Untersuchung eingeschickte Probe seinem Gebiß beim Kauen entgegensetzt, in eine bestimmte Klasse ein, oder er gibt den Befehl, daß das Fleisch zu zäh ist und nicht als „Beef“ verkauft werden darf. So werden die Verbraucher vor schlechter Ware geschützt, auch die Auslands-käufer; denn die Ausfuhrware wird denselben Standardgepfen unterworfen. Amerika kaut uns Europäern, die wir das meiste Cornedbeef von ihm kaufen, alles vor. Wie aufmerksam! Ja, es heißt sich selbst lieber erst die Zähne daran aus, damit wir uns nur nicht den Magen verderben. „Am weiß aber nicht recht, was daran am bewundernswertesten ist: die Geschicklichkeit der Amerikaner oder ihre Menschenfreundlichkeit.“

### Der bestrafte Bäckereimeister.

Im Jahre 1580 wurde ein Bäckereimeister in Frankfurt beim hohen Rat angezeigt, daß er Sand in das Mehl gemengt habe. Man sperrte ihn ein, und da er behauptete, seine Weisung sei ganz ungefährlich, wurde er verurteilt, sein Mehl unter Aufsicht aufzubacken und selbst zu verzehren. Er hielt es jedoch keine drei Monate aus, dann hatte ihn das Sandgebäck übermannt und die Sandschollen fielen auf seinen Gang.

### Ein Prüffstein für Trunkenheit.

Die englische Verkehrs Polizei hat sich viel mit Betrunknen abzugeben. Jeder Droschkenträger und Automobilist, der seinen Wagen nicht mit der nötigen Sicherheit und unter Beachtung der Fahrvorschriften leitet, wird auf den Kopf genommen und wehe ihm, wenn sein Mund die lieblichen Düfte des Alkohols entströmen. Unweigerlich wird er als Betrunkener zur Wache gebracht und gebührend bestraft. Nun hat sich bei der — übrigens recht ausgeübten — Strafpraxis die Schwierigkeit ergeben, daß die Grenze zwischen einem nicht strafbaren bloßen Anmirtsein und einem richtigen Betrunkensein sehr ungenau zu erkennen ist. Um einerseits nicht ungerecht zu sein, andererseits aber auch um des Himmels willen keinen Strafwürdigen entlassen zu lassen, hat man jetzt in einigen Fällen ein Prüffstein angewandt, das sich bewährt hat. Einem eingelieferten fragwürdigen Individuum wird eine Zeitung vorgelegt. Er kann sie lesen, also kein schwerer Fall. Er kann die Uhr ablesen, das ist schon besser. Nun soll er aber zu guterletzt noch sagen: britisch constitution, wachlich nicht das schwerst auszusprechende englische Wort. Aber doch stottert und stottert der Delinquent dabei, ist also nicht so ganz — ohne. Immerhin ein leichter Fall: Strafe nur 20 Schilling.

## Bücherlich

**Negers Legikon** in 12 Bänden. Siebente, völlig neubearbeitete Auflage. Ueber 160 000 Artikel und Verweisungen auf etwa 20 000 Spalten Text mit rund 5000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text; dazu etwa 810 besondere Bildtafeln (darunter 96 farbige) und 140 Kartenbeilagen, 40 Stadtpläne sowie 200 Text- und statistische Uebersichten. Band 2 (Bechtel bis Conting) in Halbleder gebunden 30 M. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig).

Erfreulicherweise können wir jetzt das Erscheinen des mit Spannung erwarteten zweiten Bandes der neuen Auflage von „N e g e r s L e g i k o n s“ melden. Er reicht von Bechtel bis Conting und steht dem ersten Bande in keiner Beziehung nach. Auch wer den zweiten Band kritisch prüft, wird hoch befriedigt sein über alles das, was auch er gerade an neuem bietet. So finden wir in dem Artikel über das neue Burgenland im Osten Oesterreichs auch das erst jüngst dazu bestimmte Eisenstahl als seinen Hauptort verzeichnet. Ganz neue Begriffe, wie „Verursachungs“, „Verursachungs“, sind fadgemäßig behandelt. Von manchen alten Artikeln sind wohl nur die Stichwörter stehen geblieben, der Inhalt trägt den starken Veränderungen Rechnung und ist zum großen Teil oder ganz neu, wie z. B. die Artikel „Verabnahmen“, „Verabau“, „Verbauerei“, „Chemische Industrie“, „China“, die vielen landwirtschaftlichen Artikel und solche über alte und neue Kunst. Erfreulich ist wieder die auf den verschiedensten Gebieten hervortretende unparteiische, sachliche Art der Darstellung; an dem Artikel „Venediktinerorden“ dürfte der Katholik ebensowenig etwas auszufinden haben, wie der Alkoholfreund und Alkoholgeaner an dem Abschnitt „Gesundheitliches im Artikel „Bier“. Ausgezeichnetes bieten wieder die den Text ergänzenden farbigen und schwarzen Tafeln. Beilagen und Textbilder. Welch einen Fortschritt in der technischen Ausführung bedeutet die Tafel „Birnen und Apfel“ in dem weichen Offdruck, der den Früchten den Hauch der Unberührtheit läßt! Den Landwirt werden die in der Tafel „Vodensbeurteilungsgesetze“ gezeigten neuesten Maschinen ebenso erfreuen, wie den Fachmann oder Kunstfreund die künstlerischen Bucheinbände, das herrliche, golddurchsetzte Blatt „Eine Seite der Gutenbergsbibel“ und wie sonst die schönen Beilagen alle heißen, die vielen neuen Karten nicht zu verweisen. Erfreulich und besonders hoch zu verwerfen ist es, daß der Preis des zweiten Bandes trotz der allgemein pfeifenden Rufen auf der gleichen Höhe wie der des ersten gehalten werden konnte. So darf man dem Fortschritt des Werkes, das der Festungsfähigkeit des Verlags hohe Ehre macht, mit Zuversicht entgegensehen.

Verantwortlich: H. G. e m m a n n. Miena. Druck und Verlag: B. A. S a n k. Miena.



Beilage zum Ultenaar Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung.

Nr. 26

Mittwoch, 22. Juli

1925

## Tang am Rhein

Es strömten Tage über diese Ufer,  
Da jeder Blick erlöschten stand,  
Der liederfrohe Werbaruser  
Sein Echo nicht — noch seine Seele fand!

Mit grimmem Biß verneinten Zähne  
Dem Gott der Leier den Gesang,  
Weil nichts als Schrei und nichts als Träne  
Im Ohr des düstern Bruders klang!

Geduld — Geduld, des Fluges Beute  
Wird dieses Landes harte Talschaft nicht,  
Sind wir auch arme, leergegürnte Leute:  
Das Lied hält wach, macht fromm und schlicht!

Wenn tausend fremde Trommeln klingen,  
Bereint mit wilder Raben Lockgeschrei:  
Wir beten, ah, und singen — singen:  
Herr aller Herren, mach uns frei!

Heinz Steguweit.

## Durch die Heimat zum Vaterland

Erinnerung aus der Zeit der ostpreussischen Abstimmung, Juli 1920.

Von Dr. Fritz Showronnek.

Die Ostpreußen haben am 11. und 12. Juli die fünfte Wiederkehr des Abstimmungstages gefeiert, mit Recht, denn solch ein Ereignis, das alle, auch die schärfsten Parteigegegnisse verschwinden läßt, das alle Bewohner eines ganzen großen Landstriches zu einer einmütigen Handlung vereinigt, ist wohl wert, noch in der Erinnerung gefeiert zu werden. Wir Ostpreußen gedenken damit an zweierlei, an die Kulturalt, die in dem reiflichen Bekenntnis der früher fremdsprachigen Masuren zum Deutschum liegt, und an den ersten Sieg über den Feindbund in dem Kriege, der nach dem Schmachtfrieden gegen uns begann.

Man hätte viel zu tun, wenn man sich über der „Kulturkriege“, die uns unsere Barbarei austreiben wollten, geradezu erniedrigende Unkenntnis deutscher Verhältnisse wundern wollte, die jodiel Unheil für uns im Gefolge gehabt hat. Aber über die Dummheit der Vögel muß man sich wundern, die sich mit der Hoffnung trugen, in Masuren eine größere Anzahl Stimmen zu erhalten. Bereits um 1900 — man beachte die Jahreszahl — hatten sie versucht, die Masuren zu sich hinüberzugelen, indem sie in mehreren Städten polnische Zeitungen gründeten und das Land mit Flugblättern überschwemmten, in denen den Masuren erzählt wurde, daß die Polen ihre Brüder seien. Daß dieser Vorstoß bereits mit dem kommenden Ereignissen zusammenhängen könnte, ahnte damals niemand.

Der Vorstoß war gänzlich erfolglos, obwohl die Masuren gerade damals durch verkehrte Maßnahmen der Regierung — Entziehung der Waldweide, Zwangsabschlachtung der Fischereiberechtigungen u. a. — heftig erregt waren. Die Zeitungen entschloffen bald infolge Mangels an Bekehrten und Inseraten.

Meine Masuren sind von jeher stets gute Preußen und Deutsche gewesen, obwohl sie einen recht verdorbenen slavischen Dialekt sprachen. In den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts setzten sie sich in den Besitz der deutschen Sprache und um 1900 war ihre Eingemeindung so vollkommen vollzogen, daß nur wenige alte Leute nicht deutsch lesen und schreiben konnten. Dazu kam noch, daß meine Landsleute auch wirtschaftlich mit Recht ver-

ächtlich auf die Polen herabsahen, denn die masurenischen Bauern, an deutschem Vorbild geschult, rangen auch dem ärmsten Boden noch Erträge ab. Die Westwirtschaft stand auf der Höhe, jedes größere Dorf hatte seine Genossenschaftsmolkerei, die Säuer waren massiv und rot gedeckt. Gleich über der Grenze begann die mit Recht sprichwörtlich gewordene „polnische Wirtschaft.“

Für mich bestand vom ersten Augenblick an nicht der geringste Zweifel, daß die Polen bei der Abstimmung eine schmachvolle Niederlage erleiden würden. Trotzdem hielt ich es für meine Pflicht, im Mai 1919 in die Seimat zu fahren, um meine Landsleute anzufuern, damit auch nicht eine Stimme bei der Wahl fehle.

Als ich Ende August die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß die Abstimmung einen überwältigenden Sieg für das Deutschum ergeben würde, und ich mich nach anstrengender Arbeit nach Hause begeben wollte, traf die zweite noch größere Aufgabe an mich heran, die Abstimmungsberechtigten im übrigen Ostpreußen zu sammeln und sie für die Fahrt zur Abstimmung zu begeistern. Ich nahm den Auftrag an, weil mir inzwischen der Gedanke gekommen war, die wunderbare Begeisterung, die überall aufgefammt war, für eine Bewegung von dauerndem Wert einzufangen. Das konnte nur durch Gründung von Heimatvereinen in der Heimat selbst geschehen.

Der Erfolg gab mir Recht. Aber es war keine leichte Arbeit für einen Mann von 62 Jahren. Auf den Kleinbahnen verkehrte täglich nur ein Zugpaar, das sich morgens um sieben vier und fünf auf den Weg machte. Um so mehr Zeit hatte ich, den Tag über zu wirken. Abends fand ich stets einen vollen Saal, und nach zwei Stunden war der Heimatverein in den einzelnen Städten einstimmig von allen Anwesenden begründet. Daneben lief noch die Ausgestaltung der Organisation, die für die Abstimmungsberechtigten zu sorgen hatte. Sie mußten die Karten für die Wahl, Ausweispapiere, freie Fahrt und Verpflegung in der Heimat erhalten.

Ende März 1920, als ich bereits über 100 Heimatvereine in Ostpreußen gegründet hatte, kam ein Hilfschrei aus dem Rheinland, wo die Erraffung der Abstimmungsberechtigten in schlechte Hände geraten war. Am 23. April kehrte ich über See, weil der Korridor inzwischen polnisch geworden war, nach Berlin zurück und am 26. traf ich bereits in Köln ein, wo ich am Abend desselben Tages in einer großen Versammlung sprach. Von den Engländern und Franzosen wurden mir keine Hindernisse in den Weg gelegt, nur von den Belgiern, die mich nicht nach Vachon und Trier hineinließen. Ich bin aber doch dort gewesen. Die Organisation aufzubauen, war nicht schwer. Etwas schwerer war es, die Mittel für die Bestreitung der Unkosten aufzubringen. Da mußte dem Arbeiter nicht nur das Reisegeld, sondern auch der Lohnausfall für die Zeit seines Aufenthaltes in der Heimat ersetzt werden, viele wollten ihre Familie mitnehmen und fast alle brauchten anständige Kleidung.

Da habe ich viel bitten und betteln müssen, aber überall offene Herzen und Hände gefunden. Stets unvergänglich wird mir der Abend in Coblenz sein, als Rudolf Setzogl vor meiner Rede drei seiner zündenden Gedichte vorlas, als letztes „Die letzte Schlacht“, das zur Entfaltung der Begeisterung außerordentlich viel beigetragen hat. Auf der Rückreise sprach ich am 23. Juni in Leipzig, am 24. in Berlin vor 5000 Personen, am 26. in Samburg und am 27. traf ich bereits auf dem Dampfer die Westpreußen aus Köln, die als vorfichtige Leute mehrere große Reiseförbe voll Wein mitgenommen hatten.

Dann brachte täglich der Dampfer tausende von Abstimmern, die ich, wie ich es ihnen versprochen hatte, in Pillau in Empfang nahm, und nach Königsberg geleitete, wo das „Blutgericht“, die uralte Weinkeiße im Schlosskeller, manchen Ansturm auszuhalten hatte. Die Eisenbahzüge, mit denen die Abstimmern in ihre Heimat fuhren, waren mit Band und Blumen reich geschmückt. Auf jedem größeren Bahnhof wurden die Züge mit Musik empfangen und die Reisenden festlich, trocken und nach bewirkt. Jedes Dorf empfing seine Gäste mit Ehrenportien. Jeder Gutsherr bewirtete seine ehemaligen Arbeiter an festlicher Tafel. Ich hatte nicht abzustimmen, weil ich in der Rominter Heide geboren bin. Ich befand mich in Insterburg. Um 9 Uhr kam die erste Meldung aus dem Grenzort Proßkau: 1232 Deutsche, 1 polnische Stimme. So ging es weiter die ganze Nacht hindurch. Um 9 Uhr morgens kam die letzte Nachricht aus dem westpreussischen Kreisen, die auch ihre Schuldigkeit getan hatten.

Dann begann die eigentliche Feier.

## Helgolands Werden und Vergehen

Von Rudolf Sundt.

In den letzten Monaten hörte man von verschiedenen Felsstürzen, die das Kleinod deutscher Landschaft immer mehr dem Untergang entgegenführten. So sind in der Zeit vom März bis Mai dieses Jahres fünf Felsstürze in der erdgeologischen Chronik dieses Nordsee-Landes zu verzeichnen. Durch diese Felsstürze sind 14 700 Kubikmeter Gestein abgebrochen worden. Bei dem ersten Felssturz waren es 6000 Kubikmeter, beim zweiten 2700, beim dritten 2000, beim vierten 1000 und beim fünften 3000 Kubikmeter.

Dieses langsame Zerbröckeln Helgolands hängt mit seinem geologischen Bau eng zusammen. Die Insel wird von Schichten rotbraunen Lettens und kalkigen Bunfandsteins, die schräg gestellt sind, aufgebaut. Weiter durchziehen diese Schichten mächtige Klüfte, die den geologischen Kräften der Luft, des Wassers, Angriffslächen für ihr Vernichtungswerk darbieten. An und für sich sind ja die Letten und der Bunfandstein leicht zerföhrbare Gesteine, die dem Wogenanprall keineswegs gewachsen sein können. Wie neuere Erdbenenforschungen gezeigt haben, müssen die Erdstößen Helgolands einem fortwährenden Zittern ausgesetzt sein, das durch den Wogenanprall verursacht wird. Seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts wurde der Zusammenhang des Helgoländer Oberlandes mit der Düne durchbrochen, und seit dieser Zeit umstößen die Wellen das Nordsee-Land vollständig.

Wie jedes Stück deutscher Erde hat auch Helgoland seine Geschichte. Zu Beginn des Erdmittelalters war die Nordsee, also auch das Gebiet von Helgoland, Festland. In wüstenähnlicher Landschaft entstanden damals die roten kalkigen Sandsteine und Letten, die heute das Felseneiland aufbauen. Damals muß also das Nordseegebiet Festland gewesen sein. In der späteren Hälfte des Erdmittelalters bedeckten das Nordseegebiet, das Jura- und das Kreidealter die Nordseegegend. Am Ende des Erdmittelalters müssen geologische Kräfte am Werke gewesen sein, das Nordseegebiet zu größtem Teil, mindestens aber in der südlichen Hälfte, wieder zum Festland zu machen. An einer Linie, die von Nordwesten nach Südosten bis in den Elbelauf hinein bei Wittenberge verlaufen ist, mußten zu dieser Zeit gewaltige Schichtenverschiebungen vor sich gegangen sein, denen man die Schräglage der Helgoländer

Schichten und die Entstehung des unteren Erdbeins zu danken hat. In der sogenannten Braunkohlengasse war die südliche Nordsee durch die Gebirgsbildungsfaltung festland geworden, und es lebten sich Töne ab, in denen man Spuren von Braunkohlenablagerungen mit Thonsteinen, Kalk und Süßwasserfischschuppen auffand. Die Verbindung Helgolands mit dem Festland hat auch noch während der Eiszeit bestanden, denn der Kanal zwischen Südbangeland und Nordfrankreich ist erst in der späteren Eiszeit durch gewaltige Einbrüche entstanden. Ueber Helgoland sind auch Teile des gewaltigen Inlandeis mit ihrer schleifenden Kraft hinweggegangen, und nach dem Rückzug des Inlandeis drangen die Eiszeitbewohner bis Helgoland vor.

Nach zur Eiszeit floß der Rhein über das Gebiet des heutigen Kanals hinüber nach England und mündete dort bei Cromer in die Nordsee. Sowohl die Themse als auch die Maas waren Nebenflüsse des Rheins. Wohl bestand damals schon eine Urnordsee. Sie reichte vom mittleren England nach Jütland hinüber. Diesen eiszeitlichen Rheinlauf haben die Erdgeschichtsforscher sicher nachweisen können, und die eiszeitliche Landverbindung Englands mit Nordfrankreich, Helgolands mit den westfranzösischen Inseln wird noch durch eine andere Tatsache bewiesen.

Auf der sogenannten Doggerbank, die heute 36 Meter unter dem Wasserspiegel liegt, und die den englischen Fischern durch ihren Fischreichtum bekannt ist, hat man Torfablagerungen eiszeitlichen Alters gefunden. Daneben fand man eine große Anzahl von Säugetierresten, die zur Eiszeit in dieser Gegend, die heute vom Meer bedeckt ist, gelebt haben müssen. Die Forscher erkannten unter diesen Säugetierresten Mammut, wollhaariges Nashorn, Rind, irische Riesenbär, Renntier, Hyäne, Wolf, Biber, Bär, Pferd, Bactra, Reiter wird der Zusammenhang der beiden Küsten über den Aermelkanal hinüber durch die Weichseelagerung der Themse und des unteren Rheins bewiesen. In der Themse lebt kein Weichtier, das nicht auch im Rhein vorhanden gewesen wäre.

Die heutige Gestalt bekam die Nordsee am Ende der Eiszeit. Damals brachen die Erbschichten zwischen Südbangeland und Nordfrankreich im Gebiet des heutigen Aermelkanals ein. Die Nordsee entstand. Und als Auswirkungen dieser beiden gewaltigen erdgeschichtlichen Vorgänge zeigte eine fortwährend bis in die heutigen Tage vor sich gehende Senkung der Nordsee Küste ein. In Hunderten von Beobachtungen ist diese Senkung bestätigt. Durch sie wurden große Gebiete der Nordsee Küstlandschäfte unter Wasser gesetzt. Inseln verschwanden. Der Zusammenhang der Düne mit dem Oberland von Helgoland wurde am Anfang des 18. Jahrhunderts zerrissen, und seit dieser Zeit sind nun die Sturmfluten am Werke, das Helgoländer Gelfenland zu zerstören.

Die Erdgeschichtsforscher haben diese Senkungsvorgänge an der Nordsee Küste genau studiert und herausgefunden, daß auf Zeiten erhöhter Senkungen Ruhepausen eintraten. Nach ihren Anschauungen ist für die nächsten Jahrhunderte eine solche Ruhepause zu erwarten. Das wäre für die Erhaltung Helgolands ungemein wichtig. Man müßte an der Westküste Helgolands einen Riesendamm aufrichten, wodurch die Brandungsverhältnisse geändert würden. Es müssen wieder solche Verhältnisse eintreten, daß sich an der Nordküste der Helgoländer Seestädte Schuttablagerungen bilden können, die ein beschleunigtes Verbrüchen des Helgoländer Oberlandes durch Felsabstürze verhindern.

Diese Vorkehrungsmaßnahmen sind allerdings nicht für alle Ereignisse ein Helfer in der Not. Den Naturkräften kann selbst durch menschliche Weisheit nicht Einhalt geboten werden.

## Goethe in Lyon

Von Rudolf Presber.

Herr Herriot ist wieder Bürgermeister von Lyon. Diese Würde bekleidete er schon im Jahre 1914, ehe der Weltkrieg entbrannte, an dem im Verfaller Vertrag Deutschland und vor dem Tribunal der Vernunft und Gerechtigkeit Herr Raymond Poincaré und seine russischen Freunde die Schuld tragen.

In Lyon hatte man damals — vor elf Jahren — eine sorgsam vorbereitete „Internationale Städte- und Industrie-Ausstellung“ eröffnet. Auch Deutschland war feierlich eingeladen. Ein imposantes Gebäude trug den Namen „Deutsches Haus“ und in seiner Mitte erhob sich ein schmucker Tempelbau, der — nämlich mit gutem Recht — ganz dem Gedächtnis Goethes geweiht war. Erlesene Seltenheiten, Silber, Elfen, Autographen, Erfindungen, ...

Aus französischem Besitz natürlich nur „weniges“ Das Meiste, Beste, Wertvollste hatte das „Frei-deutsche Haus“ aus dem von ihm verwalteten Goethe-Museum in Frankfurt am Main in großzügiger Bereitwilligkeit hergeliehen. Nicht leichtfinnig gab man das Innerste hin, der Ausstellungskommission hatte treue Bewachung, sichere Rücksendung garantiert, der französische Botschafter für den Fall irgendwelcher Verwicklungen die Rückgabe des unangefasteten Eigentums als selbstverständlich zugesagt.

Und — der ganze Schatz liegt heute noch in Lyon! Nichts, gar nichts ist bis heute zurückgekommen. Kein Blatt, kein Bild, kein Druck, Anfragen, Ersuchen, Eingaben haben nichts genutzt. Freilich hat vor einigen Monaten die Pariser „Gesellschaft für Menschenrechte“ mitteilen lassen: es sei ihr gelungen, die Rückgabe des deutschen Eigentums durchzusetzen. Man nahm die große Botschaft dankend zur Kenntnis, hoffte, wartete — nichts ist gekommen.

Das Schicksal der Goetheschätze aber war dieses. Die französische Regierung „beschlagnahmte“ sie, wie alles, was die deutschen Städte zur Ausstellung, gutgläubig und bereitwillig, geliefert. Aber sie schützte sie auch — indem sie auf dem „Deutschen Haus“ die französische Tricolore hißte. Alles endet einmal. Auch dieser schreckliche Weltkrieg ist zu Ende gegangen. Nicht aber die „Beschlagnahme“ der Goethe-Schätze. Früher durch Vermittlung der Schweiz, jetzt direkt trat das „Frei-deutsche Haus“ mit der französischen Regierung in Verbindung. Antwort? Nichts oder Phrasen. Endlich auf eine direkte Eingabe an den Präsidenten — genau vor vier Jahren — der erfreuliche Bescheid: die Aufhebung der Beschlagnahme sei großzügig vorgeesehen. Bloß — venenim in caudal — die Entschädigung für die Aufbewahrung (der von Frankreich für die Ausstellung von Lyon erbettelten Schätze, deren Sicherheit und Rückgabe ein Kommissar, eine Stadt und ein Vorkassier garantiert hatten!) sei zuvor zu bezahlen! An sich schon ein Anstoß, das wie ein besonders schlechter Witz in die ernste Angelegenheit hinein klingt. Nun aber erst die Summe „des frais de sequestration“.

Die Kleinigkeit von fünfmalshunderttausend Franken! Bei dieser Summe blieb es aber nicht. Sie erhöhte sich beträchtlich. Die zuletzt genannte war achtmalshunderttausend Franken, die gefordert wurden. Heute bei dem herrlichen Stand des französischen Franken werden es noch wesentlich mehr sein ...

Wieder Verhandlungen. Auch anständige Franzosen sahen den Unfinn und das Unrecht dieser schmähschen Forderungen an ein verarmtes Land, das nichts als sein hergeliehenes, unbestrittenes Eigentum zurückverlangt, durchaus ein.

Jetzt erklärte die Regierung: die Einbehaltung dieser Gegenstände sei „eine Repressalie“. Die große Buchausstellung in Leipzig habe nämlich auch den französischen Ausstellern ihr Eigentum bis heute noch nicht zurückerstattet. Hier gab die französische Regierung — bewußt oder unbewußt, leichtfinnig oder unentschuldig — eine nachweisliche Züge weiter. Denn die Leipziger Buchausstellung hat alles zurückgegeben und unter anderem auch aus dem französischen Handelsministerium Bestätigung und Dank dafür erhalten.

Mit dem Eigentum der deutschen Städte, das sie gutgläubig zur Lyoner Ausstellung geschickt, hatte aber mittlerweile das Schicksal aufgenommen. „Wohlthätig ist des Feuers Macht.“ Nach einem vergeblichen Versuch der Versteigerung war das Meiste plötzlich abgebrannt. Bloß die Goethe-Erinnerungen — die auch von der Versteigerung ausgenommen waren — blieben, obgleich ihr Gehäule schwerer vom Feuer beschädigt wurde, erhellenderweise erhalten. So berichtet man wenigstens aus Lyon. Aber man gibt das „erhellenderweise Erhaltene“ nicht heraus.

Die edle Nation, die mit Hilfe der Spahis und Tonkinesen für Menschenrechte und Kultur kampfend Europa mit Krieg überzog und durch Eingreifen der Amerikaner über das verblutende und verbürgernde Deutschland obzogen wurde, behält also deutsches Eigentum, von dem sie weiß, daß es leihweise erbeten und ohne Sicherheit und Rückgabe von einer Stadt, einem Kommissar, einem Vorkassier garantiert war und vom Anstand einer Kulturinstitution garantiert schien, widerrechtlich zurück; teils als „Repressalie“ für eine erlogene Verletzung der Stadt Leipzig, teils als Pfand für eine allem Recht und Brauch widersprechende, unverschämte, hohe Forderung für die herrliche „Aufbewahrung“, die einen großen Teil durch Feuer zerstört ließ. Eine Forderung, der das von ideal denkenden Deutschen begründete, geistete und in schwerer Zeit der Verarmung unterstützte „Frei-deutsche Haus“ finanziell niemals gewachsen wäre.

„Was ist beschwor'ne Treu — was sind Verträge?“ ruft Fürst Leo Sapieha in das Gemüß des polnischen Reichstages. Wahrlich, die Franzosen gehen der neuen Zeit, die sie siegreich herbeiführen sollte, mit verächtlichem Beispiel voran! Und Herr Herriot, als er Minister in Paris war, ist wieder Bürgermeister einer Stadt, deren Name mit diesem frechen Raub idealer Güter bis auf weiteres in Schmach verbunden bleibt.

## Unsere Getränke aus dem Orient

Von Professor Dr. R. Stübe-Leipzig.

Daß Worte und Dinge miteinander verflochten sind, daß wir in der Sprache den Niederschlag kulturgeschichtlicher Verzierungen haben, ist eine Erkenntnis, die zu reichen Erfolgen geführt hat. Seit uralter Zeit hat der Orient von seinen Kulturgütern dem Abendlande mitgeteilt; unter ihnen spielen auch die Getränke eine große Rolle. Das volkstümlichste Getränk bei uns das Bier, scheint schon den alten Ägyptern um 2800 v. Chr. bekannt gewesen zu sein. Sicher war es bei den alten Ägyptern ein sehr beliebtes Getränk. Auf Reliefs und Wandbildern ist seine Herstellung dargestellt, wie wir besitzen sogar Rezepte und in griechischen Büchern über die Brauerei der Ägypter. Schon im alten Reich kannte man vier Sorten, von denen ein „schwarzes“ (d. h. dunkles) Bier besonders gerühmt wird.

Der Wein verrät schon durch seinen Namen seine Herkunft aus dem Orient; das griechische und lateinische Wort ist aus seiner semitischen Sprache entlehnt. Thracien scheint in Europa das älteste Weinland gewesen zu sein. Die Anpflanzung des Weines auf deutschem Boden wird den Römern zugeschrieben, insbesondere dem Kaiser Carus. Gewiß haben sie am Rhein auch den Weinbau gepflegt; aber der Wein ist hier weit älter als die Römerkulturschicht. Vor allem stammen manche der edelsten Weinebenen nicht von den Römern, sondern sind erst im Mittelalter von den Römern angepflanzt worden, die sie aus dem Orient, besonders aus Spanien erhielten, wo die schönsten Trauben gedeihen.

Aus dem vorerwähnten Orient ist auch der Kaffee gekommen. Sein Name ist arabisch, aber das arabische Wort kahwa bedeutet eigentlich „Wein“. Erst als das Weinverbot Mohammed durch den Islam wirksam geworden war — der gemalte Perser Omar Chijam meint, der Prophet habe das Verbot nur für die Dürren entlassen — trat an seine Stelle der Kaffee, der unter dem alten Namen für „Wein“ im Orient bekannt wurde. In Europa haben zwei Syrer das erste Kaffeehaus in Konstantinopel 1554 errichtet. Die Geschichte der Verbreitung des Kaffees in Europa ist recht interessant, weil in ihr politische Beziehungen und volkswirtschaftliche Bestrebungen mitwirken. Das erste Kaffeehaus in Paris (1672) geht auf den türkischen Gesandten am Hofe Ludwigs 14. zurück. Nach Deutschland ist der Kaffee 1670 gekommen, Wien hatte 1683, Berlin 1721 das erste Kaffeehaus. Daß Friedrich Wilhelm 1. aus volkswirtschaftlichen Gründen den Kaffee verfolgte, ist bekannt. Wenn wir von Kaffee ohne n reden, so ist das sehr selten; hier liegt die volkstümliche Anpassung eines arabischen Wortes (bunn) vor. In den ältesten Nachrichten wird der Kaffeebaum als „Baum von mit der Frucht bunn“ bezeichnet. Unter „Mocca“ verstehen wir einen starken und süßen Kaffee; es ist aber keine arabische Kaffeeart, sondern nur der Name eines Ausfuhrhafens (Mokka). Uebrigens ist die Zubereitung des Kaffees im Orient eine ganz andere als bei uns.

Wie der Kaffee aus seiner südarabischen Heimat seinen arabischen Namen mitgebracht hat, so verkündet auch der Tee mit seinem einflussreichen Namen, daß er aus China stammt. Auf zwei Wegen ist er nach Europa gelangt: auf dem innerasiatischen Karawanenstraße ist er nach Rußland gelangt. Der zu ziegförmigen Pakungen gepackte Tee stammt aus dem Norden Chinas und hat deshalb in Rußland seinen nordchinesischen Namen tschai. Seit dem 17. Jahrhundert ist der Tee aber auch auf dem Seewege aus Süchina zu uns gebracht. Daher stammt die südchinesische Form im Englischen tea, im Holländischen thee. Letztere haben wir im Deutschen übernommen, weil der holländische Leibarzt des Großen Kurfürsten von Brandenburg, Tulpus, den Tee aus Holland mitbrachte. Der Unterschied des englischen und des holländischen Wortes im Vokal (i resp. e) beruht auf dialektischen Unterschieden in China. Holländer und Engländer haben den Tee aus verschiedenen Provinzen geholt. Seit einigen Jahren ist bei uns eine dialektische, fälschliche Milch unter dem Namen Joghurt bekannt geworden. Dieses vorzügliche, alkoholfreie Nahrungsmittel — und auch das

Wort — verdanken wir den Tataren oder Türken, die es meist aus Büffelmilch herstellen. Endlich sei das Wort Punsch noch behandelt. Schiller hat sich geirrt, wenn er „Punschlied“ von „vier Elementen, innig gemischt“ spricht. Der Punsch führt als Namen das persische Zohmoor für „Fünf“, er hat seine Heimat aber in Indien, wo seit der Mongolenherrschaft (etwa 1500) bis zur Begründung der englischen Macht das Persische die offizielle Hofsprache war. Die fünf Bestandteile aber sind nach indischem Rezept: Arrak, Zucker, Zitronensaft, Gewürz und Wasser. In Europa wird der Punsch zuerst 1672 in einem Nürnberger Druckwerk genannt. — Wir verdanken dem Kieler Professor Georg Jacob eine inhaltreiche Darstellung solcher Kulturbeziehungen in seiner Schrift „Der Einfluß des Morgenlandes auf das Abendland vornehmlich während des Mittelalters“ (Hannover 1924), die sehr viele Kultur-entlehnungen aus dem Osten behandelt.

## Virschnisse

Während der Kriegs- und Revolutionsjahre ist unserem Wilde, und zumal unserm edlen Rehwild, in ganz furchtbarer Weise nachgestellt worden. Die Bestände sind arg gekürzt. In vielen Gegenden läßt sich beobachten, daß das von der Verfolgung verschont gebliebene Rehwild, genötigt durch die Verfolgung seiner Artgenossen und durch das Zusammenleben der Bestände, seine Lebensart in manchem geändert hat.

Mit der intensiveren Verfolgung des Wildes nimmt dessen Vorsicht zu, und in gewissem Grade steigert sich auch seine Sinneschärfe. Dadurch wird annähernd ein Ausgleich geschaffen gegenüber den vergrößerten Hilfsmitteln der Jagd, die viel tiefere Einsicht in die Bestände, namentlich unseres Schmalwides, ermöglichen würden, wenn dieses nicht seine Waffen und Schutzmittel in höherem Maße anzuwenden gelernt hätte. Dadurch wieder ist auch der moderne, vorteilhafter ausgerüstete Jäger, wie früher schon der mit beschöneren Mitteln ausgestattete, oft genug gezwungen, Schilde und Kniffe anzuwenden, um in den Beständen älteren Rehbocks zu gelangen, der durch Scheu, Vorsicht und Schlaueit immer wieder der Erlegung zu entgehen wußte.

Während der Jäger, der zum Ansitzplatz im Walde geht, im allgemeinen sich möglichst lautlos seinem Ziele zu nähern sucht, empfiehlt es sich dagegen, in von Spaziergänger u. v. regelmäßig belebten Wäldern sprehend oder auch lachend und singend und unbekümmert um raschendes Laub und brechendes Fallholz an den Platz zu gehen, da der im nahen Dicksicht stehende ältere Bock die Störung durch das harmlos erkannte Menschen gewöhnt worden ist und sich durch einen anschließenden Menschen weit eher vergrämen lassen würde als durch einen harmlos laut daherkommenden. Der Jäger gibt mit dem Augenblicke des Einnehmens seines Ansitzplatzes das laute Verbalten auf. Nun kann aber dieses plötzliche Abbrechen alte Böcke stutzig machen, weshalb man schon oft mit Erfolg einen Begleiter mitnahm, der sich unter lauten Reden und Entfernungen, nachdem der Jäger seinen Platz eingenommen hat, dadurch wird dem laufenden Bock vorgeführt, daß jede Gefahr vorübergezogen ist.

Nachdem es mit der Vorsicht im Walde, der als Virschwag so eingerichtet ist, daß er während der Fahrt von Schülern schnell verlassen werden kann. Beim Anblick eines auf der Waldwiese, Blöße oder Schneeflecken stehenden Bockes, der erfahrungsgemäß den Wagen, solange er in Bewegung ist, nicht fürchtet, forciert der Schütze ab, um sich an den dem Wagen nachdrängenden Bock anzupürschen.

Auf Feldwegen zwischen Kornfeldern kann man sich erlauben, den Wagen halten zu lassen, um vom Wagen aus zu schießen. Der im Korn stehende Bock fühlt sich ziemlich sicher, und er ist vor allem auch das menschliche Treiben mehr gewohnt als der Bock im Walde.

Einen ziehenden Bock, der von selbst nicht stehen bleiben will, um sein Blatt zum sicheren Schusse zu bieten, pfeift oder ruft man kurz an, worauf er verhöflich stehen bleibt — oder aber er geht, ist er ein ausgekoteter Gefelle, im hohen Fluchten ab und schreckt, als wäre der Teufel los. In den meisten Fällen jedoch glückt dieser Kniff.

Um einen mitten auf einer großen Wiese oder auf einem ausgedehnten Futterflache stehenden Bock, der selbst mit der mittragenden Büchse nicht sicher zu erreichen ist, in guter Schußweite aufs Korn nehmen zu können, kriecht man an das Tier heran, bis die Entfernung genügend verkleinert ist. Ist wie wir hier annehmen wollen, das Gras oder Futter so kurz, daß es gar keine Deckung bietet, dann bedient

## Bismarck-Anekdoten

Ein Examinator, der sich durch eine besonders unklare Fragestellung auszeichnet, stellt den Kandidaten Bismarck vor folgendes familiär-rechtliche Problem:

„Stellen Sie sich vor, Herr Kandidat, Mutter und Tochter schlafen mit ihren zu gleicher Zeit geborenen Knaben in einem Zimmer. Die Kinderfrau verwechselt die beiden Kinder, so daß die Mutter selbst nicht mehr wissen, welches Kind zu ihnen gehört. Wie würden Sie entscheiden?“ Darauf Bismarck: „Hat bestimmt die Kinderfrau die Knaben verwechselt?“ Durch die Betonung irre geworden, entgegnet der Examinator: „Ja, selbstverständlich, Herr Kandidat, das habe ich doch gesagt!“ Darauf Bismarck: „Nun, Herr Professor, da laßt sich man doch die Kinder wieder aus!“

Aus Bismarcks Referendarzeit folgende Gedankenplättchen: „Es ist ein Hauptmerkmal der Ignoranz, nicht zu wissen, was man nicht zu wissen braucht, ohne darum ein Ignorant zu sein.“ — „Wenn Vorsicht die Mutter der Weisheit ist, dann ist Argwohn jedenfalls der Vater, denn es ist nicht anzunehmen, daß die Vorsicht so unvorsichtig war, daß der Vater unbekannt bleiben mußte!“

Aus einem Bilet Bismarcks an den General von Rodow Ende Mai 1851 in Frankfurt: „... Ich komme Sie noch nicht besuchen. Der Vormittag voll von Sitzungen, und nachmittags muß ich Bismarck machen!“

Im Februar 1868 im Landtage gegen Kleist-Regem: „Sehr oft hält man eine Rede, wo es unmöglich geworden ist, Wort zu halten!“

Aus von Boehn.

man sich eines vollbekannten Zweiges, den man beim Kriechen vor sich herzieht. Selbstverständlich muß man hierbei sehr behutsam zu Werke gehen. Einem alten Bock wird der bewährte Wuch immerhin verdächtig vorkommen, und man tut gut, die Vornachbewegung vorzunehmen, wenn das Tier ist, und stillzu liegen, wenn es aufwacht und sich. Mancher starke Bock ist schon auf diese Weise auf die Decke gelegt worden.

Soviel für heute von den Kniffen und Schlichen auf der Rehbockjagd, die jetzt in vollem Gange ist. Erschöpfend ist die Reihe mit den aufgeführten Möglichkeiten noch lange nicht. Es lassen sich ja auch in gewissen Fällen besondere Riten anwenden, die der Augenblick und die Gestesgegenwart eingeben und deren Gebrauch sich nicht verallgemeinern läßt.

## Ein amerikanisches Bog-Duell

„Ich hatte schon allerhand über die berühmten amerikanischen Duelle gehört, bei denen es darauf ankommt, den Gegner auf schnellste Weise ins Jenseits zu befördern“, erzählt mein Freund, der sich in allen Winkeln der Welt herumgetrieben hat, „deswegen war ich sehr gespannt, einmal einen solchen Zweikampf nach amerikanischem Muster zu erleben.“

In Hongkong war ich mit einem anderen Deutschen zusammen in eine Chinesenknipe im dunkelsten Hafenviertel gelangt. Kulis und Matrosen hockten in der qualmigen Bude und tranken eine Art von Aufgel, der fürchterlich roch. Der Wirt, ein fetter Chineser, hantierte gelassen zwischen seinen Gin-Flaschen und schielte gelegentlich nach unserm Tisch. Uns gegenüber in einer Ecke der muffigen Bude döhlten zwei englische Seebären hinter ihren vollen Gläsern. Schon die Luft machte bekommen. Der Schnaps tat das Seine dazu. Wir kauerten auf Abenteurer. Der Wirt setzte uns ein neues Gift vor.

„Verdammt langweilig bei Euch, Leipso han“ sagte ich zu dem Fetter.

Er lächelte. Auch eine Kränkung verbirgt der chinesische Kneipenwirt hinter einem Lächeln. Wir tranken. Die Bude füllte sich immer mehr mit verwegenen und verschlagenen Gesichtern. Plötzlich klickte eine Flasche zur Erde. Hinter uns schrien zwei betrunkenen Chinesen aufeinander ein. Wir verstanden kein Wort. Der Wirt trat dazwischen. Die beiden Streitenden setzten sich und warfen sich Doldhische zu.

Schon hielten wir die Sache für erledigt, als man zwei schlankere, leere Fässer hereintrugte und mitten in das Lokal stellte, einander gegenüber. Um die Fässer stellte man dichtgedrängt Flaschen mit abgefahrenen Köpfen. Die schärferen Konten glitzerten und drohten. Durch eine schmale Gasse, die zwischen den Flaschen gelassen war, turnten die beiden Streithähne auf die Fässer und standen nun mit drohender Gebärde einander da oben gegenüber. Man füllte die Rücken am Boden noch mit mehreren

zerbrochenen Flaschen aus. Der Wirt erklärte uns in laudermäßigem Englisch, daß die beiden da ein amerikanisches Bog-Duell ausfechten wollten.

Uns graute. Wir sahen, daß derjenige, der von seinem Jagd heruntergeboten werden würde, in den Glasflächen am Boden landen mußte. Betten wurden abgeschossen. Für und wider. Soundsoviel Flaschen für den Fall, daß der Andere siegen würde. Der Wirt notierte und lächelte.

Es ging los. Die Siebe klappten und prasselten. Die Aufregung stieg bis zur Siebede. Oesters schien es, als ob einer der Gegner in die Flaschen laufen wollte. Aber jeder der Kämpfer entwickelte die Gewandtheit eines Seiltänzers. Wir tranken. Die Chinesen gestikulierten. Die Betten wurden immer höher geschraubt. Der Wirt notierte und lächelte.

Mit einem Male, als die Spannung schon ins Unerträgliche gesteigert war, holte einer der Kämpfer zu einem fürchterlichen Rinnhaken aus. Sein Gegner wankte vorwärts, taumelt, lag einen Augenblick mageret in der Luft über den Flaschen ... Wir waren von unseren Eichen hochgehoben. Die Erregung rief an unsern Nerven. Da überschlug sich der in höchster Erregung Schwelbende in der Luft und landete — jenseits der Flaschenreihe auf dem Boden.

Wir atmeten auf, hatten unsere Bette verloren, natürlich, und zählten. Wir zählten gern und waren über den Verlauf von Herzen froh. Wir tranken. Die Dinge begannen sich um uns zu drehen. Die Engländer in der Ecke richteten sich nicht. Wir fingen mit ihnen ein Gespräch an. Wir wollten wissen, warum sie dem Vorgang so teilnahmslos gefolgt waren.

„Ihr seid dem Wirt, dem Fuder, ins Garn gegangen“, sagte der eine. „Ihr habt Euch über Langeweile beklagt. Der Dicks hat die Ehre seines Lokales retten wollen. Es war alles abgehandelt, und er hat sein Geschäft außerdem gemacht. Er murmelte etwas von Greenhorns. Ich habe seitdem keine Sehnsucht mehr nach amerikanischen Duellen.“

## Deutsche Zeitworte

Von Karl Georg Hoffmann.

Gewiß ist alles schon mal gedacht, Doch nie so bitterlich durchgemacht.

Auf Stimmenmehrheit geb' ich keinen Dreier, Die meisten Menschen sind Biederkauer.

Kannst du nicht auf den Herrgott bauen, Wirst du jeder Minute mißtrauen.

## Kriegsgräberfürsorge

Zum zweiten Male hat ein Volksbundmitglied eine große Anzahl Kriegerfriedhöfe in Polen, vor allem in der Gegend von Wolynow, Lwow, Skiermiwice und Lodz besucht. Das sechste erschienene Jahrbuch der Zeitschrift „Kriegsgräberfürsorge“ enthält einen eingehenden und anschaulichen Bericht über die Reise und über den Zustand eines jeden besichtigten Friedhofes. Wiederum tauchen vor uns die ruhmreichen Taten unserer heldenhaften Truppen aus dem Jahre 1915 auf, und wir werden mit dem Berichterstatter an den heiligen Stätten, auf denen die dortgebliebenen Söhne des deutschen Volkes ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Die würdige Instandhaltung und Pflege dieser Ehrenstätten ist die heiligste Aufgabe, die das deutsche Volk zu erfüllen hat und an der alle, die sich im Volksbunde Deutsche Kriegsgräberfürsorge zusammengefunden haben, seit Jahren arbeiten. Gleichfalls bringt das Seft viele Berichte über den Zustand unserer Kriegerfriedhöfe in Frankreich, Belgien, Polen, Litauen, Lettland, Rumänien, Serbien, Türkei, Afrika und Indien. Eine Gruppe Wandervögel hat das Grab von Walter Flex auf der Insel Oesel besucht und gibt ihre Eindrücke in einem anschaulichen Bericht wieder. Auch die Jugend nimmt Anteil an den hohen Aufgaben des Volksbundes. Durch den vielseitigen Inhalt ist dieses Seft besonders wertvoll, und es ist zu wünschen, daß die Zeitschrift in allen Kreisen des deutschen Volkes gelesen wird. Sie ist zu beziehen durch die Bezirksverbandsgeschäftsstelle „Ruhrgebiet“ des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V., Gelsenkirchen, Sünterstr. 43, Telefon 3791, zum Preise von 30 M. für das Monatsheft oder 1 Mark für die Zeit vom 1. Juli bis 31. Dezember 1925 — 6 Hefte. Brochenummern, die gratis und franko zugesandt werden, sind von dem Geschäftsführer des Bezirksverbands „Ruhrgebiet“, Behrer Kathedren in Gelsenkirchen, Sünterstr. 43, anzufordern. Dort werden auch Beitrittsantragungen zum Volksbunde D.K.F. entgegengenommen; doch erteilen auch die am Orte bestehenden Ortsgruppen jede gewünschte weitere Auskunft.